

## Sächsualia von Rudolf Arnheim

Unsre Abneigung zuvor! Es ist in der letzten Zeit über sexuelle Dinge so viel gesprochen und geschrieben worden, daß man schon nichts mehr hören will. Für die meisten Menschen ist das, was dabei herauskam, keine Bereicherung gewesen. Was früher im Bett war, steht jetzt im Bücherschrank, und das ist keine Avancierung, sondern eine Beraubung. Es wird hiermit nicht so sehr auf van de Veldes Buch, an das man zuerst denkt, gezielt, denn das verfolgt ja einen vernünftigen Zweck, sondern auf die Enthüllungssucht, das wissenschaftliche Geplauder, den Sexualforscher als Boccaccio. „Das Weib im Spiegel der Sittengeschichte“, „Die Strategie der männlichen Annäherung“, „Sonderformen des tierischen Liebeslebens“, historisch, ethnologisch, pathologisch oder sozial gefärbt — es ist alles das Gleiche. Besonders schlimm, wenn so etwas im Streben nach exakter Wissenschaftlichkeit und dokumentarischer Sachlichkeit in einem entsetzlichen Amtsstil vorgetragen wird: „Nach mehrfacher körperlicher Berührung kam es dann zwischen den Beiden zu einem regelrechten Geschlechtsverkehr, der zu der gewünschten Entspannung führte.“ Man traut sich schon kaum noch, seinem Privatleben obzuliegen, denn das Doppelbett ist mit guten Vorsätzen gepflastert und wirkt daher wenig mollig, unter dem Kopfkissen hervor kriechen hygienische Vokabeln, die Stoppuhr liegt auf dem Nachttisch, der Herr sei uns gnädig. Der Grundsatz: „Immer daran denken und nie davon reden!“, der noch vor zwanzig Jahren als feine Sitte galt, ist verworfen. Man redet immerzu davon.

Aber nur keine Männerschwäche vorschützen — auf, auf! „Ehen zu Dritt“ von Georges-Anquetil, Man-Verlag, Berlin W 50. In Frankreich siebenhunderttausend Exemplare abgesetzt. Die Ehe zu Dritt unterscheidet sich von einem Skat insofern, als kein dritter Mann gesucht, sondern eine zweite Frau aufgedrängt wird. Es gibt, vom Standpunkt der Tischordnung aus betrachtet, in Europa achtzehn Millionen Frauen zuviel, und deshalb soll, nach dem Wunsch des Verfassers, möglichst in jeden Haushalt eine weitere Dame zwangseinquartiert werden. Das heißt, einen Zwang will er nicht, und überhaupt gehen bei seinem Ansatz zwei völlig verschiedene Gesichtspunkte durcheinander. Ob nämlich die Einehe oder die Vielehe dem Seelenheil des Einzelnen dienlicher ist, das hat nichts damit zu tun, daß die prozentuale Umlage in Europa mehr als eine Frau auf einen Mann ergibt. Jedoch bilden die achtzehn Millionen überzähliger Frauen, die das Buch ungläubwürdigerweise bloß deshalb, weil sie unverheiratet sind, als unbefriedigt schildert, eigentlich nur den sensationellen Anlaß zu Anquetils Buch; der höchst bezweifelbare Satz, der dieser Lösung stillschweigend als richtig zugrunde liegt, daß nämlich ein halber Mann besser sei als gar keiner, wird in der Folge nur kurz erörtert. Dafür aber um so mehr der andre, daß nämlich ein halber Mann besser sei als ein ganzer. Anquetil ist nicht so ganz davon überzeugt, aber er meint, daß die Un-

ersättlichkeit des männlichen Geschlechts und der Frauenüberschuß den Gattinnen keine andre Wahl lasse.

Man sollte ein Buch nicht „Ehen zu Dritt“ nennen, wenn man nicht das Recht auf zwei Ehen, sondern das auf beliebig viele meint, und man sollte auch nicht „la maîtresse légitime“ schreiben, wenn man an ein Nebeneinander gleichberechtigter Ehefrauen denkt. Man sollte, wenn man ein Thema wie dies behandelt, sehr genaue praktische Erläuterungen geben und nicht, was der Sensationslust des Lesers mehr dient als der Eindringlichkeit der Gedankenführung, der Klio tief in die Dessous steigen und sich kapitellang auslassen über die Liebchaften Friedrich Wilhelms II. und Geschichten wie die der Nonne Blanbekin, die unaufhörlich von dem Gedanken an die Vorhaut Christi gepeinigt wurde. Für derartiges sind ja schließlich die Abendzeitungen da.

Anquetil scheint überzeugt zu sein, daß Mann und Frau in der Grundanlage polygam sind, doch läßt er sich über die Polygamie der Frau, wohl mit Rücksicht auf die überflüssigen achtzehn Millionen, nicht sehr deutlich aus, und es ist nur immerzu davon die Rede, daß die Frau, wegen der Überproduktion, darauf verzichten müsse, einen ganzen Mann zu besitzen. Die Gasse, die Anquetil der Freiheit bahnt, ist also im wesentlichen als Einbahnstraße gedacht.

Das männliche Geschlecht wird als äußerst polygam geschildert. Mit Forel wird gesagt, daß der Mann, „wenn es so ohne weitere Schwierigkeiten und Folgen angehe, instinktiv dazu getrieben würde, sich mit möglichst vielen Frauen zu begatten und möglichst viele Kinder zu zeugen“ — eine bacchantische Wildsau. Und man muß sich nur wundern, daß man in seiner Bekanntschaft so wenig solcher Leute hat. Was bedeutet es denn, wenn gesagt wird, der größte Teil aller Männer sei heute polygam? Es bedeutet, daß der Mann seiner Frau nicht ständige Treue hält. Neigt er deshalb der Vielehe zu? Er dankt bestens. Ein verheirateter Mann, der sich eine Freundin hält, lebt zumeist nicht in Vielehe; sondern mit der Gattin teilt er die Wohnung, mit der Freundin das Bett. Wer dazu heute Lust und Geld hat, darf es tun; wenn keine der Beteiligten es verhindert. Was die wirtschaftliche Existenz der Freundin anlangt, so hat der Freund meist Ursache, sich zu Gegendiensten bereit zu zeigen, und bekommt sie ein Kind, so ist er unterhaltspflichtig. Bleibt die gesellschaftliche Schande. Anquetil schildert die soziale Minderwertigkeit der frei Geliebten und ihres Kindes. „Die unverheiratete Frau jedoch wird ihren Geschlechtstrieb stets nur in einer Weise betätigen können, der ihre moralische Stellung herabdrückt und sie zu einem Ausbeutungsobjekt des männlichen Lusttriebes macht.“ Aus einer solchen ungelüfteten Vorstellungswelt entsteht folgerichtig die Forderung nach der standesamtlich legitimierten Geliebten. Es ist das ungefähr so, als wenn man aus dem Deutschen Reich eine Militärdiktatur machen wollte, um die Verachtungsgefühle der Deutschnationalen loszuwerden. Es ist kein Reformieren, sondern ein Zugeständnis an den Spießbürger. Die Freundin — in der Vorstellungswelt

dieses Neutöners offenbar immer noch ein Wesen, das man vor anständigen Leuten gern verbirgt — bekommt den Ring der Achtbarkeit an den Finger. Zu verlangen hat sie dafür weiter nichts.

Man traut seinen Augen kaum, daß der Verfasser nicht aus Sachsen stammt. Diese Vorstellung: „Da müßte eben der Staat die Sache in die Hand nehmen!“, diese Ausrottung alles Unregistrierten, diese Angst vor kleinbürgerlichen Vorurteilen, der abwegige Dreh, mit dem alles gekittet werden soll, und wie aus jedem Liebesakt eine Amtshandlung gemacht wird („Der Standesbeamte hat also nichts weiter zu tun, als eine Übersicht über die tatsächlich bestehenden sexuellen Verhältnisse zu schaffen“) — es trägt einen ausgesprochenen Lokalgeruch. Anquetil wiegt sich z. B. in der Hoffnung, die Ehefrau werde die neue auftauchende Konkurrenz schwesterlich empfangen, so wie diese gesetzlich gleichberechtigt sei: „Wenn der Mann das Recht hat, neben seiner legitimen Gattin eine legitime Geliebte zu haben, so werden die Eifersuchtstragödien allmählich verschwinden.“ Als ob der leiseste Grund für die Altherrin vorläge, den konzessioniert polygamen Ehemann und die Parallelefrau weniger mit Schmäreden zu übergießen als den Ehebrecher und sein illegitimes Verhältnis. Man hat seine Sachen gern allein — und wünscht nicht, daß sie noch jemand anders gehören. „Das Liebesverhältnis, das nach dem geltenden Recht in der einen oder andern Form die Ehe zerstört, besteht (nach Abschaffung des Bigamieparagrafen) als legitime Verbindung neben der ersten Ehe.“ Was erlaubt ist, gefällt. Die Eifersucht wird auf Seite 113 als unschicklich abgeschafft.

Ist also für das in der Überzahl vertretene Geschlecht die Vielehe bestimmt kein Heil, sondern nur eine Notwendigkeit, mit der es sich abzufinden gilt, so ist sie für das andre vermutlich überflüssig. Richtige Polygamie ist bestimmt eine höchst seltene Sache. Es gibt flatterhafte, abwechslungliebende Männer; es gibt die Aufhebung der Personalunion von Tisch und Bett; es gibt geduldete und verheimlichte, tyrannische und ausgebeutete Kebsweiber — aber daß einer mit zwei Frauen zugleich so lebt wie mit einer, kommt selten vor. Es gibt Seitensprünge und Rollenumbesetzungen, voreilige Bindungen und Gewissenszwang — aber die legale Vielehe ist ein spießbürgerlicher und untauglicher Heilungsversuch für diese Übel. Verglichen mit dem Kampf um Ehedauer und Scheidungserleichterung, ist die Forderung nach Aufhebung des Bigamieparagrafen eine Quantité négligeable. Er mag überflüssig sein, aber er stört keinen und wird fast nie angewendet. Es genügt Anquetil nicht, wenn der Staat ihm stillschweigend gestattet, sich in jedem Stadtteil eine Freundin mit Bad zu halten. Er muß es partout unterstempelt haben. Und während ernsthaftere Leute der ganzen Welt darum kämpfen, eine geeignetere Eheform zu schaffen, befaßt sich Anquetil damit, der guten Sitte auf die Beine zu helfen, indem er das, was früher als unsittlich galt, durch schlichte Definitionsänderung für sittlich erklärt. Man muß ihm eindeutig sagen, daß seine Sorgen nicht die unsern sind.

Im Anhang haben sich viele Zeitgenossen über Anquetil geäußert. Das Klügste hat Roda Roda gesagt. Und Geheimrat Dr. Kahl, M. d. R., hat geschrieben: „Ich bestätige den Empfang Ihres Schreibens vom 17. Meine großen dienstlichen Verpflichtungen machen mir unmöglich, irgendwie näher auf das Problem einzugehen. Den in der Anlage vertretenen Standpunkt lehne ich grundsätzlich auf das Entschiedenste ab.“ Der Geheimrat hat also nicht genug Zeit für die Skatehe, und dies ist, wenn ich es sagen darf, auch mein Haupteinwand gegen die Doppelgattin: sie frißt einem die Zeit vom Kopf.

Auf dem Titelblatt hat der Verlag sein Signet angebracht, das just wie für dies Buch entworfen wirkt: drei laufende Beine, die in einem einzigen Schoß zusammenstoßen, und daraus schlägt eine brünstige Flamme empor. Wahrlich, ich sage euch: dies ist wider die Natur!

---